

ihn zurückriefen. Doch auch reisen sollte der Liebling noch, wie es die kluge Mutter verlangte, es war ihr klar, daß nur in dem Leben selbst sich die letzten schädlichen Vorurtheile abstreifen; denn wenn der junge Mann ohne alle Erfahrung zur Selbstständigkeit gelangt, dann überschätzt er seinen Werth nur zu leicht, wird eitel und anmaßend, und dadurch ungeachtet aller sonstigen Liebenswürdigen eine Pest der Gesellschaft. Solche Erscheinungen zu beobachten, hatte Frau von Dahlen in ihrer Nachbarschaft Gelegenheit genug, und sorgsam hatte sie alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um ihren Sohn vor einer ähnlichen Rolle zu bewahren. Wir wollen also jetzt unseren jungen Helden frohen Muthes abreisen lassen, und wie herzlich der Abschied war, werden sich die freundlichen Leser am lebendigsten ausmalen.

Nur bis zur nächsten Poststation fuhr Heinrich von Dahlen mit eigenen Pferden, auch den Bedienten schickte er zurück, um ganz auf sich selbst beschränkt als Mensch unter den Menschen leben zu können. Im Postwagen selbst fand er nur einen Begleiter, mit dem er sehr bald bekannt wurde, denn nirgends schließen sich die Herzen leichter auf, als auf der Reise, worin der Hauptgenuß eines freien Bewußtseins liegt. Sein Reisegefährte war ein junger Studiosus, der seine Studien absolvirt hatte, und sich erst etwas in der Welt umsehen wollte, bevor er sich dem Berufsleben zu widmen gedachte.

„Wohin nehmen Sie Ihre Richtung?“ fragte der junge Mann, den wir Philipp nennen wollen.

„Ich gedenke Süddeutschland zu besuchen,“ antwortete Heinrich, „München zieht die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich, durch die reichen Schätze der Kunst, welche der freigebige König Ludwig in das Leben ruft.“

„Das ist herrlich,“ rief Philipp aus, „da reisen wie eine gute Strecke zusammen, wenn gleich München seinen Ruf in der letzten Zeit stark untergraben hat, daß man Anstand nehmen sollte, jene anlockenden Hallen zu betreten.“

„Die ausübende Kunst hat mit der Politik wenig zu thun,“ fiel Heinrich von Dahlen ein, „und,“ fuhr er fort, „die religiösen Ueberzeugungen bilden

ein Gebiet für sich, das ich gern unangetastet lasse, wenn nur Regierung und Volk in Einigkeit leben.“

„Das ist es eben, was mich so tief verlegt,“ seufzte Philipp, „das edle Volk der Baiern erwartet so lange mit sehnsüchtigen Wünschen einige Duldung für seine gläubige Gemüthswelt, und nun, da ihm der erste Schimmer einer religiösen Freiheit strahlte, muß es dieses heiligste Geschenk einem Ereigniß verdanken, vor dem jede wahrhaft deutsche Brust im innersten Gemüthe erbeben sollte.“

„Leider,“ antwortete Heinrich, „gestaltet sich das Gute unter einer trüben Decke, daß auch schon Zweifel entstanden sind, ob jener Entwicklung die reine Wahrheit zum Grunde liegt.“

„Am meisten empört es mich,“ fiel Philipp ein, „daß die ganze deutsche Presse in einen Jubelton einstimmt, als ob sie dafür bezahlt würde, und wenn dieselbe ein großes Ereigniß beleuchtet, dann sollte sie allein die deutsche Sitte, Ehrlichkeit und Kraft zum Ziele nehmen, welche heilige Pflicht ganz besonders den Zeitungen obliegt, die unmittelbar in das Volk eindringen und Ansichten verbreiten, die den feinen Beobachter in Zweifel stürzen müssen, ob deutsche Tugend noch eine Wahrheit ist.“

„Wir werden ja erfahren,“ rief Heinrich, „ob das Volk der Baiern wirklich so beglückt über ein Ereigniß ist, das zu beleuchten die Schaam kaum gestattet. Ich kann mir nicht denken,“ fuhr er fort, „daß das Glück so groß ist, wie die verirrte Presse es mit Posaumenton verkündet.“

„Kürzlich habe ich eine sehr interessante kleine Schrift von Benedey gelesen,“ sagte Philipp, „die die bairischen Verhältnisse in einer Weise aufgefaßt hat, daß seine Ansichten ganz aus meiner Seele genommen zu sein schienen, und es wäre zu wünschen, daß das Werkchen recht vielfältig verbreitet würde; aber,“ fuhr er fort, „die Polizei wird wohl gestrenge Wache halten, daß die Wahrheit gezügelt bleibt, und den Kappzaum in eigener Macht zu durchbrechen, ist die jugendliche Göttin immer noch nicht kräftig genug.“

(Fortsetzung folgt.)